

# Das Verschwinden der Ferne

Man kann heute mit einigem Recht von einem dreigeteilten Weltbild sprechen. Ein Triptychon könnte dies wie folgt darstellen: im Mittelteil die Welt, wie wir sie mit dem Auge wahrnehmen, auf dem linken Flügel die Welt, wie sie im Teleskop erscheint, auf dem rechten schließlich die Welt aus der mikroskopischen Perspektive.

Versuchen wir einmal, uns in die Zeit Galileo Galileis zurückzusetzen. Dessen Zeitgenossen hatten die Vorstellung von zwei Welten: einer sublunaren, also einer „unter dem Mond“ gelegenen, sowie einer „über dem Mond“ gelegenen Welt; für die Menschen waren sie miteinander unvergleichbare Ordnungen. Nun waren in der sublunaren Welt die vier sie ausmachenden Elemente in „Unordnung“ geraten. Sollte eigentlich die Erde zuunterst liegen, darüber das Wasser, darüber wiederum die Luft und zuoberst das Feuer, so war doch auch Wasser in der Luft sowie unter der Erdoberfläche (Regen und Quellen) vorhanden, es fand sich Luft im Wasser (Luftblasen) und unter der Erde (Erdbeben). Andererseits konnte Erde in die Luft gelangen – etwa in Form von in die Höhe geworfenen Steinen. Diese „Unordnung“ auf der Welt „unter dem Mond“ wurde zwar immer wieder beseitigt, dennoch blieb das äußere Erscheinungsbild von Unregelmäßigkeiten gekennzeichnet: von Bergen und Tälern beispielsweise. In der Welt „über dem Mond“ hingegen herrschte eine ewige, unveränderliche, kurzum beste Ordnung: perfekte Kugeln zogen dort perfekte Kreise. Bis eines Tages Galilei den Mond durch ein Teleskop betrachtete und dort auch Berge erkannte. In diesem Ereignis ist im Grunde das „Verschwinden der Ferne“, das, was wir telematische Kultur nennen, angelegt.

Schließlich war es Newton, dem es gelang, einen Weg aus dieser Situation zu finden. Er vereinigte die himmlische mit der irdischen Mechanik, setzte Himmel und Erde gleich und zeigte damit, daß überall die gleiche harmonische Ordnung besteht und daß alle Unordnung in Wahrheit nur Schein ist. Er fand heraus, daß das Universum, in dem der Erdball seine Bahnen zieht, daß die Entfernungen im Himmel astronomisch groß sind. Somit haben das Teleskop und die damit in Zusammenhang stehenden Forschungen Newtons die Ferne nicht verschwinden gemacht, sondern sie – im Gegenteil – riesig vergrößert.

Vor der Erfindung des Teleskops hatte der Mensch ungefähr folgende Vorstellung der Welt: Um das Mittelmeer waren die Länder gelagert, und die wiederum waren vom Ozean umgeben. Darüber kreisten der Mond, die Sonne und die anderen Planeten, während das Firmament mit den Sternen den Hintergrund bildete. Dies alles war unvorstellbar groß: Niemand hätte auch nur daran gedacht, die Welt mit Pferd und Wagen oder gar zu Fuß durchqueren zu können. Das Alter dieser Ordnung schätzten einige Gelehrte in jener Zeit auf viele tausend Jahre. Zwar war der Mensch das Maß aller Dinge, da er die Dinge berechnen konnte, sie meßbar machte – er unterteilt in Meter, Kilogramm, Stunden usw., im Vergleich zum Kosmos aber war er unendlich klein.

Mit der Entdeckung des Teleskops eröffnete sich dem Menschen eine neue Weltsicht: Die Wissenschaft erkannte, daß die Erde sich um ihre eigene Achse dreht und sich um die Sonne bewegt, die sich ihrerseits in einer Galaxie, gemeinsam mit unzähligen anderen Galaxien, um irgend etwas dreht, und dieses „irgend etwas“ dreht sich wieder um etwas anderes. Dieses System existiert schon einige Milliarden Jahre, es wird noch lange existieren, und doch wird es einmal vergehen.

Heute kann man sogar ungefähr berechnen, wie groß und wie schwer die Welt ist, aber die Zahlen, die man dabei erhält, haben zu viele Nullen, um uns konkrete Vorstel-

lungen vermitteln zu können. Die Größenordnungen auf der Erde und dem Mond – betrachtet man etwa die Höhe der Berge – muten dagegen geradezu wie lächerliche Kleinigkeiten an. Vom Menschen als Maß aller Dinge kann in diesen Dimensionen keine wie auch immer geartete Rede mehr sein, er ist ein Provisorium auf der Erdoberfläche, eine winzige Ausbuchtung der Biosphäre. Kurz: Das Teleskop hat überhaupt erst gezeigt, was „Ferne“ wirklich bedeutet: vor seiner Erfindung war eigentlich alles in der Nähe.

Schaut man in das Teleskop umgekehrt hinein, übernimmt es die Funktion des Mikroskops. Fragen wir uns also, was das Mikroskop eigentlich leistet: Durch-das-Mikroskop-Schauen bedeutet nicht etwa – wie man es vielleicht erwartet, „Nahesehen“, sondern „Kleinsehen“. Dieses optische Instrument beweist, daß Ferne nicht nur „weit von hier“, sondern zugleich auch „fremd“ bedeutet. Die Ausschnitte, die im Mikroskop sichtbar werden, sind zwar räumlich ganz nah beim Betrachter, sie muten ihn aber derart fremd an, daß sie „ferner“ sind als alle Galaxien und Spiralnebel im Universum. Das Mikroskop demonstriert, daß nicht alles immer „himmelweit“ fern sein muß, sondern manches eben auch „hautnah“ fern sein kann. Dies stellt den Menschen in die Mitte zwischen „himmelweit“ Fernem und „hautnah“ Fernem.

Seit Tele- und Mikroskop kann man also eine Welt der Nähe und zwei Welten der Ferne unterscheiden. Die „nahe“ Welt wird in Zentimetern und Sekunden gemessen, hier ist der Mensch das Maß aller Dinge. Die Welt, die wir durch das Teleskop wahrnehmen, wird in Lichtjahren und Jahrmilliarden gemessen; die Maßeinheiten der mikroskopischen Welt sind Mikromis und Nanosekunden, hier gibt es kein Maß aller Dinge. Diese drei Welten greifen zwar ineinander – die Menschen senden Astronauten in die große Welt der Ferne, ins All, die Kernkraft kann andererseits in der kleinen Welt freigesetzt werden, doch sind sie nicht miteinander vereinbar, da die Zeit in der nahen Welt aus der Vergangenheit in die Zukunft läuft, in der großen Welt Schleifen bildet und in der kleinen Welt in Körner zerbröckelt. Um die Ferne verschwinden zu machen, müßte man diese drei Zeiten „synchronisieren“. Erst das würde uns nahebringen, was mit dem Begriff „Ferne“ eigentlich gemeint ist.

So gestaltet sich der komplizierte Sachverhalt, in dessen Rahmen die Frage nach der sogenannten telematischen Kultur gestellt werden muß. Es müßte eine Kultur sein, die darauf ausgerichtet ist, uns das Ferne nahezubringen, uns das Fremde vertraut zu machen, damit die Welt nicht mehr befremdlich ist und wir ihr nicht mehr entfremdet gegenüberstehen. Es müßte eine Kultur sein, die mindestens so greifbar für uns wäre wie damals jene noch heile Weltordnung, die Galileis Teleskop so sehr ins Wanken gebracht hatte. Aber solch eine Sehnsucht von nach Harmonie erfüllter Utopie meinen die Menschen meist gar nicht, wenn sie von Telematik reden. Sie meinen damit eine Welt voller materieller und immaterieller Kabel, durch die Menschen und künstliche Intelligenz miteinander vernetzt werden, um schneller als augenblicklich miteinander Informationen austauschen zu können. Betrachtet man die Sache allerdings eingehender, dann wird deutlich, daß die Menschen im Grunde doch Sehnsucht nach der verlorenen „heilen Welt“ haben. Denn welchen Zweck hätten sonst all die Kabel, Netze und die künstliche Intelligenz, wenn nicht den, uns aus der Entfremdung heraus- und einander näherzubringen?

Unter den zahlreichen Worten, die mit der Vorsilbe „tele“ beginnen und die seit dem Teleskop Ausdruck für das Bestreben des Menschen nach Überbrückung der Entfremdung sind, ist in diesem Kontext das Wort „Telepathie“ das aufschlußreichste. Während das Teleskop den Versuch bezeichnet, bis in den Himmel zu sehen, versteht man unter Telepathie den Versuch, über weite Strecken hinweg mit dem Fernen „mitzuschwingen“. Das griechische Verb *pathein* bedeutet „schwingen, aber auch „fühlen“ und vor al-



lem „leiden“. Demnach kann Telepathie als Methode zum Mitschwingen, Mitfühlen und Mitleiden mit dem Fernen verstanden werden. Analog zu den Begriffsbedeutungen von Telefon (Fernsprecher) und Telegraph (Fernschreiber) läßt sich der Begriff Telepath mit „Fernfühler“ oder „Fernleiter“ übersetzen. Nun könnte man schlußfolgern, daß das Radio ein Telepath ist, da es mit einem entfernten Sender mitschwingt. Das Radio allerdings ist nicht genügend pathetisch – mitfühlend. Die telematische Kultur aber muß „pathetischer“ werden, weil sie dem Anspruch gerecht werden muß, uns einander näherzubringen.

In der griechischen Mythologie gibt es einen Gott, der „hin- und herschwingt“. Sein Name ist bekanntlich Hermes. Tatsächlich ist – mit Verlaub – etwas Elektromagnetisches an Hermes. Obwohl er hin- und herschwingt – der Götterbote, bleibt er doch er selbst (eine stehende Wahrscheinlichkeitswelle). Er ist ein Gott, der an keinen festen Ort gebunden ist, der von Kaufleuten und Dieben verehrt wird und die menschlichen Seelen ins Reich der Toten geleitet. Er wird mit dem Phallus in Verbindung gebracht (was die Hermen, die Steinpfeiler, versinnbildlichen), ist elastisch und beweglich. So kann er die ganze Welt in sympathischen, das heißt „mitfühlenden“ Harmonien in Einklang bringen, ebenso gut aber kann er in antipathischen Diskordanzen panischen Schrecken verbreiten. Hermes ist – wie der Elektromagnetismus auch – einerseits ein zwar vollkommen durchschautes, manipulierbares, ja heimtückisches, aber letztlich doch unergründliches Geheimnis. Die telematische Kultur, die im elektromagnetischen Feld verankert ist, muß spontan pathetisch werden, weil sie „hermetisch“ sein muß, und das nicht nur, weil Hermes der Götterbote ist.

In der Telematik geht es, wie bereits erwähnt, um Synchronisation im Sinne der Rückführung verschiedener Zeiten auf einen gemeinsamen Nenner, also um Telepathie im Sinne von Gleichstimmung zeitlicher Diskordanzen. Auf den ersten Blick scheint dies ein gänzlich undurchführbares Unterfangen zu sein. In der großen fernen Welt gelten die Einstein'schen Regeln; dort ist Zeit ein relatives, vom Beschauer abhängiges Prinzip, wo fraglich ist, ob der Begriff „Gleichzeitigkeit“ überhaupt einen Sinn hat. In der kleinen fernen Welt wird die Zeit um so mehr zu einem leeren Begriff, je deutlicher dort die Planck'schen Regeln zum Tragen kommen. In der mittleren nahen Welt unterscheidet man verschiedene Typen von Zeit, da hier die Newton'schen Regeln Gültigkeit haben: Hier kann die Zeit als Kausalkette verstanden werden. All diese Zeitbegriffe haben nichts mehr mit jener anderen Zeit gemeinsam, die vor Galileis astronomischen Beobachtungen mit dem Teleskop erlebt und wahrgenommen wurde.

Damals nämlich galt die Welt über dem Mond als zeitlos, das heißt ewig und unveränderlich; in der Welt unter dem Mond wurde die Zeit als ein Richter angesehen, der alle in Unordnung geratenen Dinge stets auf den ihnen gebührenden Platz zurückwies. Wie aber kann die Telematik all diese Zeiten synchronisieren, wie sie es ja muß, um Fernes nahebringen zu können? Anders gefragt: Wie kann sie die Zeit der Relativitätstheorie, der Quantentheorie, der Newton'schen Theorie, des Historizismus und des Mythos miteinander in Einklang bringen, um das Ferne verschwinden zu machen? Sie kann es dank Hermes, des Götterboten.

Um die „hermetische“ Qualität der Telematik begreifen zu können, müssen wir die Geographie aus dem Zentrum unseres Blickfeldes verdrängen. Es geht bei der Telematik nämlich nicht darum, alle Ereignisse auf der Erdoberfläche zu synchronisieren, indem man beispielsweise einen Einwohner Europas mit einem Einwohner in Asien Schach spielen läßt. Die Telematik ist vielmehr eine Art des Postverkehrs, der sich von der Erdoberfläche ins elektromagnetische Feld „erhoben“ hat und in den folglich nicht nur die mittlere, sondern ebenso die große und kleine Welt einbezogen sind (man denke an die Satelliten im Weltall und die

Elektronen, die Bestandteil jedes Atoms sind). Es ist daher falsch anzunehmen, daß der Europäer dem Asiaten aus dem Grunde nähergekommen sei, weil beide zugleich das gleiche Schachbrett betrachten: Sie kommen einander dadurch – und nur dadurch – näher, daß sie *gemeinsam* Schachspielen. Da das Schachspiel nun keine geographisch lokalisierbare Sache ist, sondern ein mit Leidenschaft, mit Passion, betriebenes Spiel, so kann man von einem telematischen Ereignis sprechen: Im Schachspiel „schwingen“ beide in der gleichen Stimmung; sie sind synchronisiert, also zu derselben Zeit präsent, einer ist für den anderen da. Die Spieler sind einander so nahe gekommen, daß jegliche Ferne zwischen ihnen aufgehoben ist.

Das genau ist das Ziel jeder telematischen Kultur: derartige Nähe ermöglichen. Sobald man dies aber ausspricht, befindet man sich bereits mitten im „hermetischen“ Geheimnis oder – treffender ausgedrückt – mitten im Geheimnis der Post. Eines verdeutlicht das Beispiel des telematischen Schachspiels: Hier ist die dreigeteilte Weltsicht aufgehoben. Die große ferne Welt der astronomischen Krümmung der Raumzeit dient dem Schachspiel als Medium, die kleine ferne Welt der Elektronen, Photonen und Neutronen liefert sozusagen die Bausteine für das Schachspiel, während die mittlere nahe Welt der Städte, Meere und Schachbretter schließlich die Bühne darstellt, auf der sich das Spiel ereignet. Es zeigt sich also, daß all die fernen oder relativ nahen Welten, von denen uns Geographie und Geschichte, Astronomie und Kernphysik erzählen, nichts weiter sind als potentielle Abstraktionen, die sich erst im Hier und Jetzt, das heißt im telematischen Dialog, konkretisieren. Infolgedessen kann man von der telematischen Kultur behaupten, daß sie sowohl posthistorisch und postgeographisch als auch postastronomisch und postnuklear ist, mit einem Wort: synchronisch. Aber obwohl diese Zusammenhänge klar sind – oder es zumindest sein sollten, ist das Verschwinden jeglicher Ferne im konkreten Beisammensein (in der sogenannten Telepräsenz, der Gegenwart im Fernen) – doch in hermetisches Dunkel gehüllt: ins uralte Geheimnis der Nähe.

Wenn von Telematik die Rede ist, dann geht es um das Nahebringen des Fernen, also um Boten und Botschaften, vor allem aber – dies ist den Menschen nicht immer bewußt, um jene wichtigste Botschaft, die besagt, daß wir nur zu uns selbst kommen können, wenn wir zum anderen kommen. Sie legt uns dar, daß „Ferne“ nicht das ist, was uns vom anderen und von anderen trennt, sondern daß wir selbst uns fern sind, daß wir diese Entfremdung von uns selbst aber überwinden können. Wir können uns selbst erst finden, wenn wir zum anderen finden, uns in ihm wiedererkennen und ihn anerkennen.

All die materiellen und immateriellen Kanäle, all die Netze und Verknüpfungen, all die künstlichen Intelligenzen und die Codes, in denen hin- und herlaufende Botschaften verschlüsselt sind, dienen nur dem einen Ziel: die Ferne, die uns daran hindert, zum anderen und dadurch zu uns selbst zu gelangen, aufzuheben, verschwinden zu machen. All diese technischen Errungenschaften stehen also letztlich im Zeichen der Nächstenliebe. Insoweit als dieser hermetischen Telepathie, dieser geheimnisvollen Technik der Überwindung der Entfremdung, Erfolg beschieden sein wird, stellt die telematische Kultur eine geradezu ungeheuerliche Hoffnung dar. Sofern es aber bei der Telematik nur darum gehen wird, Zeit und Raum zu überwinden, ohne dadurch den zwischen den Menschen klaffenden Abgrund der Fremdheit zu überwinden, handelt es sich bei dieser Kultur nur um ein Gadget.

In Kunstforum 112, März/April 91 unter dem Titel „Nächstenliebe“ veröffentlicht, hier leicht gekürzt.